

KULTUR

Henry Levy: Seit 25 Jahren stellt der bedeutende Mäzen in Zürich Räume für junge Künstler zur Verfügung. 51

Zoë Jenny: Auch mit ihrem neuen Buch kann die Schweizer Autorin an den Anfangserfolg nicht anknüpfen. 51

Leben: Attraktive Jakobsweg-Alternative: Auf Franz von Assisis Spuren wandern. 58



Ein Sport, bei dem Verlieren Spass macht

Der Theatersport boomt. Doch was bedeutet es für die improvisierenden Spieler, auf Abruf spontan sein zu müssen? Ein Theatersportler erzählt.

Von **Marc Mair-Noack***

Eigentlich bin ich ganz anders.

Ich bin nur ungern spontan. Und im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehe ich auch nicht gerne. Überhaupt sitze ich lieber irgendwo am Rande und beobachte. Meine Worte überlege ich mir gut. Ich könnte ja etwas Falsches sagen. Nichts Schlimmeres als das betretene Schweigen in meiner Umgebung, wenn ich in ein Fettnäpfchen getreten bin.

Eigentlich bin ich also ganz anders. Anders als auf der Bühne.

«Schatz, Bello ist tot»

Wenn die Scheinwerfer angehen, spiele ich soeben erfundene Geschichten, erzähle spontan Gedichte, singe Lieder und improvisiere Sketche. Woche für Woche, Abend für Abend.

Bis die Scheinwerfer wieder ausgehen.

Warum ich das mache: Ich bin Theatersportler.

Die Show beginnt in 6 Sekunden. Das Licht blendet. Der Moderator zählt die Sekunden rückwärts bis zum Anpfiff. Nur ruhig bleiben. 270 Zuschauer schauen mich gespannt an. Noch 5 Sekunden. Und ich soll sie zwei Stunden lang unterhalten. 4 Sekunden. Wie das vor sich gehen soll, weiss ich noch nicht. Ich weiss nur, dass ich gleich eine Szene beginne. 3 Sekunden. Keine Ahnung, um was es darin geht. Keine Ahnung, was ich als Erstes sage. 2 Sekunden. Langsam sollte ich mir Gedanken machen, was ich gleich tun werde. 1 Sekunde. Noch einmal kurz entspannen. Und los gehts.

Ich beginne die Szene planlos, was immer in den letzten 12 Jahren als Improvisationsschauspieler. Ich strecke meine Hände aus, ohne zu wissen, warum. Meine Kollegin Jane steht vor mir und schaut mich an. Hat sie eine Idee? Sieht nicht so aus. Sie hat mir also nichts voraus.

Alle starren mich an.

STICHWORT

Theatersport

Beim Theatersport treten zwei Teams mit improvisierten Szenen gegeneinander an. Den Sieger bestimmt das Publikum. Die neue Theatersport-Saison beginnt am Mi, 12. Sept., 20 Uhr in Miller's Studio in Zürich: Das Eidgenössische Improvisationstheater EIT spielt gegen das Tiger Theater aus Kassel. Weiterer Match: Fr, 21. Sept., 19.30 Uhr, Gasthaus Hans im Glück, Kloten. (TA)

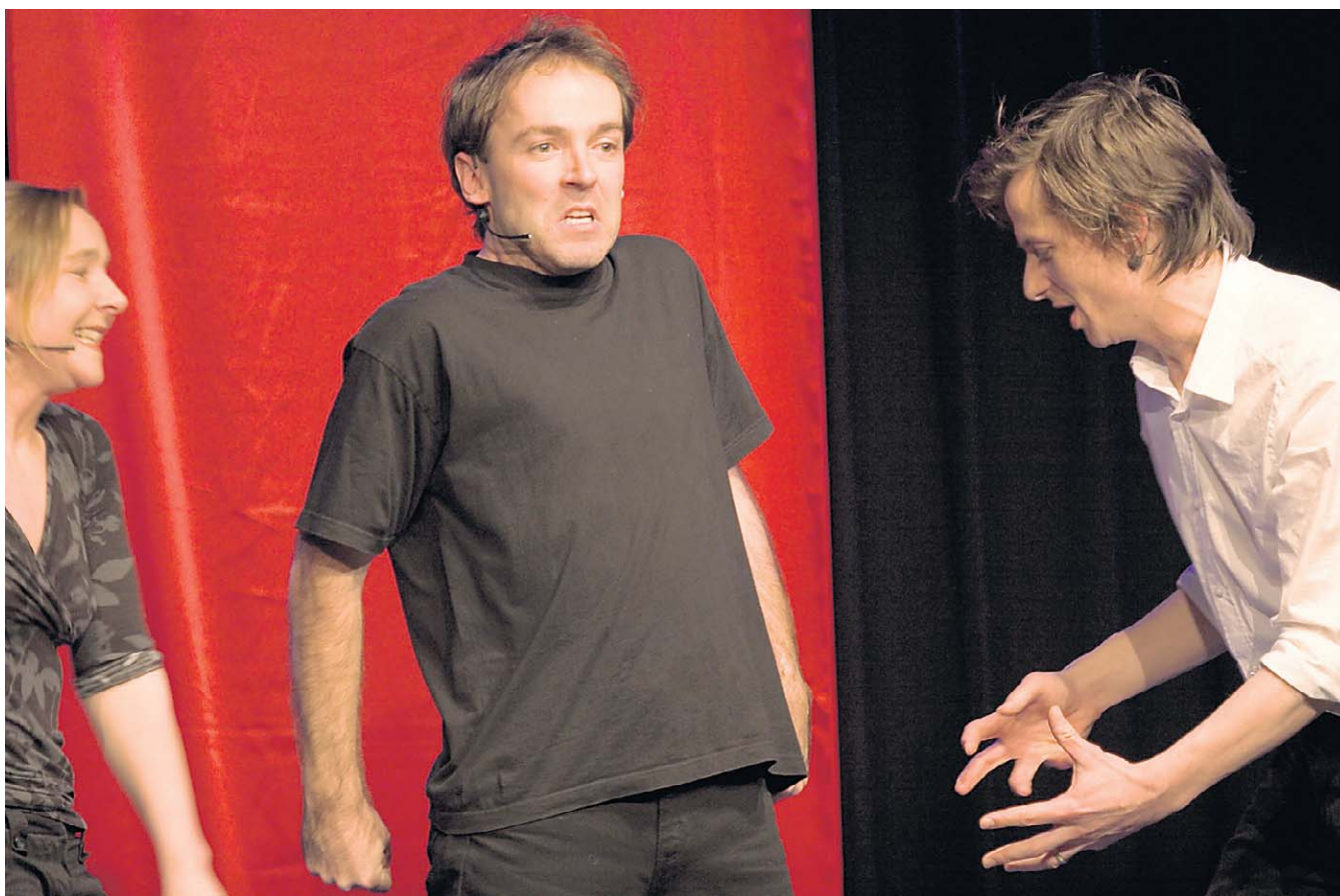


BILD MARKUS LEUTWYLER

Improvisieren heisst, ganz im Moment zu leben – auch auf der Bühne: Marc Mair-Noack (Mitte) in Aktion.

Dasselbe Gefühl entsteht wie damals, beim Referat an der Uni. Als mich alle anschauten, als ich den Faden verloren und alles vergessen hatte, was ich sagen wollte. Ein Blackout war damals die Hölle. Hier, auf der Bühne, ist es Absicht und Teil der Show. Der grosse Unterschied zu damals: Hier kann ich mich ganz auf meine Kollegin verlassen, und sie sich auf mich.

Meine Hände halten behutsam ein unsichtbares Objekt. «Schatz, hier. Bello ist tot», sage ich zu ihr. War das witzig? Geht so. Aber Jane kann offenbar etwas damit anfangen: «Oh nein», sagt sie, «was wird Herr Kürsteiner sagen. Er hat uns vertraut, dass wir auf seinen Hund aufpassen.» Auf das wäre ich nicht gekommen, die Szene wird gravierender. Wie in einem Pingpong-Spiel schaukeln wir uns gegenseitig hoch und füttern die Szene mit immer neuer Nahrung. «Herr Kürsteiner wird mich entlassen, wenn er das erfährt», sage ich. Die Szene nimmt langsam existenzielle Züge an. Und das nur wegen ein paar ausgestreckter Hände. «Aber ohne Einkommen müssen wir aus der Wohnung raus», sagt sie. Aber es geht noch schlimmer: «Dann müssen wir unsere vier Kinder verkaufen», sage ich.

Wenn schon ein Drama, dann richtig.

«Originell» ist ein Schimpfwort

Vier Minuten später ist die Szene zu Ende. Wir haben uns gegenseitig zu einem verständlichen Ende hingespielt, denn wir konnten Herrn Kürsteiner gerade noch

einmal besänftigen – und die Szene vor dem allzu Absurden bewahren. Keiner von uns wäre alleine auf diese Szene gekommen. Nur unser Pingpong-Spiel führte dahin. Und erst dieses Spiel erlaubt die Erfahrung, die einen Improvisationsspieler auftritt für auftritt wachsen lässt: Dass keine Idee und keine Antwort schlecht ist, dass alles, was ich sage, die Szene vorwärts treibt, solange ich nicht versuche, besonders originell zu sein.

Originell sein ist ein Schimpfwort in der Improprose. Es bedeutet, die Szene mit einem billigen Gag abzuwürgen, alles Tiefgründige für einen kurzen Lacher zu opfern. Mit meiner Idee der verkauften Kinder schrammte ich haarscharf an der Originalität vorbei. Jane rettete glücklicherweise souverän und lenkte die Szene wieder in glaubhaftere Gefilde.

Nur ja nichts planen

Wir setzen uns auf die Spielerbank am Bühnenrand von Miller's Studio in Zürich. Nun kommt die andere Mannschaft an die Reihe, die Gäste aus Heidelberg.

Theatersport heisst: Zwei Teams fordern sich in jeder Runde gegenseitig zu neuen improvisierten Szenen heraus. Danach entscheidet das Publikum mit den zuvor ausgeteilten Abstimmungskarten, wer besser gespielt hat und Punkte verdient. Der Wettkampf ist dabei Nebensache und dient nur der Dramaturgie. Wer am Ende gewinnt, ist langjähriger Spielern egal. Hauptsache, die Szenen gelingen.

Wir sind wieder an der Reihe. Der Moderator bittet die Zuschauer um den Titel für die nächste Szene. «Schokoladenfeber», ruft jemand nach vorne. Wie kommen die Zuschauer auf solche Titel? Gibt es das überhaupt? Egal, die Szene beginnt. Ein Spieler betritt die Bühne und schleicht offenbar durch ein Haus.

Und dann mache ich einen Fehler: Ich habe eine Idee. Eine Idee, wie sich die Szene entwickeln kann, wohin sie führen soll. Mit anderen Worten: Ich plane voraus. In der Improvisation ein Kardinalsfehler.

Ich will eine Schokolade sein

Improvisieren heisst, auf der Bühne ganz im Moment zu leben, die Zukunft nur aus dem zu schaffen, was der Augenblick gerade bietet.

Und er bietet genug: Ein Wort, ein Satz, eine Geste meines Partners reicht aus, um zu wissen, was ich als nächsten tun werde. Die Kunst besteht darin, mein Sicherheitsdenken auszuschalten und zu vermeiden, in die Zukunft zu schielen und voranzuplanen, wie die Szene weitergehen soll.

Ich betrete die Bühne mit der festen Idee, eine Schokolade zu sein, bleibe an einer Ecke stehen und flüstere lasziv: «Hier bin ich! Nimm mich! Ich bin im Schrank. Ich weiss, du suchst mich. Ich warte auf dich!» und so weiter. Der Kollege schleicht auf mich zu. Ich weiss genau, wie die Szene weitergehen wird. Die nächsten

paar Minuten habe ich im Griff. Ein beruhigendes Gefühl.

Der Kollege macht die Schranktür auf und sagt: «Mensch Rainer, was machst du denn im Schrank? Und mit wem sprichst du?» Mein beruhigendes Gefühl ist wie weggeblasen. Meine gute Idee auch. «Ich äh», stottere ich herum, und ärgere mich im Stillen über meinen Kollegen, der nicht gemerkt hat, was ich will. Auch er hatte wohl eine Idee im Kopf, nur leider eine andere. «Es sollte eine Überraschung sein. Alles Gute zum Geburtstag, Georg», stammele ich. Das ist gerade noch einmal gut gegangen. Wäre ich ohne festen Plan auf die Bühne gekommen, hätte ich aber deutlich schneller reagieren können.

Duett mit der Stewardess

Der Abend verläuft ausgeglichen weiter, beide Teams haben vor der letzten Runde gleich viele Punkte.

Zum Finale kündigt der Moderator ein Musical an. Ich bin definitiv kein Solosänger, und reimen liegt mir auch nicht. Aber Improvisation bedeutet nicht nur, sich auf andere zu verlassen oder ganz im Moment zu sein. Es bedeutet auch, scheitern zu können und den Misserfolg zu geniessen und auszukosten. Trotzdem: Spätestens beim Musical frage ich mich jeweils, warum ich nicht Briefmarken sammle statt auf der Bühne zu stehen.

Das Publikum darf sich einen Musikstil aussuchen – und wählt die Oper. Die Szene beginnt genre-unüblich in einem Flugzeug. Schon bald kommt es zum Duett zwischen mir, dem Gast, und Bettina, der Stewardess. Alles läuft gut, ich beschwere mich reimend und trällernd über den mangelnden Service an Bord, sie gibt mir zickig und flötend contra.

Und dann passiert es: Ich weiss nicht mehr weiter. Der Dialog zwischen uns läuft sich tot, doch der Pianist merkt dies nicht und spielt weiter.

Wir könnten einfach abwinken, lächeln, uns verbeugen und abgehen. Wir und das Publikum wären zwar leicht peinlich berührt, doch es wäre wenigstens vorbei. Oder wir bleiben, wo wir sind und geniessen den Misserfolg, geniessen es, so entblösst, so nackt auf der Bühne zu stehen.

Die andere Welt neben der Bühne

Die Show ist zu Ende, die Schauspieler sammeln sich hinter der Bühne, bedanken sich gegenseitig für das Zusammenspiel, nehmen das Mikrofon ab.

Da kommt eine Kollegin. Im Foyer warte jemand von einer Uni-Zeitung, er hätte noch ein paar Fragen für ein Interview. «Willst du, Marc?», fragt sie mich.

Ich winke ab, soll doch ein anderer mit ihm reden. Ich wüsste gar nicht, was ich jetzt auf Anhieb sagen sollte. Ich hasse es, wenn ich nicht sorgfältig vorbereitet bin.

Die Welt funktioniert anders neben der Bühne.

*Marc Mair-Noack ist Journalist und Mitglied des Eidgenössischen Improvisationstheaters EIT in Zürich.

Cartoons, die zum Grinsen reizen, wo es nichts zu lachen gibt

Die Cartoon-Triennale Langnau zeichnet einen Trend nach – vom Kalauer zur Kunst.

Von **Alexandra Kedves, Langnau**

«Es ist wie in einem Kakteenhaus», spottet Noyau, und Recht hat er. Das Thema des 4. Internationalen Cartoon Festival in Langnau im Emmental, das soeben eröffnet wurde, heisst «Das Wunder der Liebe». Doch das Weh der unglücklichen Liebe hat die Kunst immer schon mehr beflügelt. Folglich wachsen in der Langnauer Kupferschmiede Kakteen, so weit das Auge reicht. Ein anderer Klassiker, den die Zeichner aus Rumänien und Holland, der Schweiz und Tschechien, Frankreich und England gern aufgreifen, ist «Froschkönig». Cartoonist Pfütschi, 1998 Mitgründung der Cartoon-Triennale – die meist

rund 15 000 Besucher zählt und sich immerhin zur Hälfte von Eintritten finanziert –, verrät denn auch, dass sich viele Künstler vor dem Thema Liebe gefürchtet hätten: «wegen der Klischeegefahr».

Aber keineswegs alle sind ihr erlegen. Der Wahlzürcher Noyau lässt auf seinen Gouachen belebte Objekte typischen Beziehungsquark plaudern: verrückte Verschiebungen voller Zwischentöne. Wenn etwa das Kinderdreirad im dunklen Keller jammert, läuft einem kalt den Rücken herunter. Humor habe nichts Bequemes, meint Noyau, auch wenn die Erwartung an den Cartoon oft noch «zu bieder» sei.

Die komische Kunst

Generell hat sich der Cartoon vom simplen illustrierten Bildwitz zur komischen Kunst hin orientiert, konstatiert Pfütschi. Und dass Cartoons, mit oder ohne Worte, mehr können als kalauern, machen

nicht erst die rund 350 Blätter – mit denen die zwei Hallen, bei einem Mini-Budget von 250 000 Franken, bestückt worden sind – klar. Im Emmental überrascht der Holländer Jos Thommassen mit schwarz-weissen Aperçus misslingender Liebesakte. Der Rumäne Crihana wiederum hält Düsteres in Farbe fest: ein faltiges Paar unter zerknittertem Hochzeitsbild mit gesplittertem Rahmen. Miroslav Bartak aus Tschechien dagegen bricht seinen kühlen, streng stilisierten Liebes-Cartoon durch den Inhalt, die leidenschaftliche Umrangung zweier Stein-Statuen.

Nach dem Liebeswunder suchen die rund 70 Cartoonisten, von denen einige auch an der aktuellen Caricatura in Kassel vertreten sind, mal mit, mal ohne Worte. Der «taz»-Humor eines Tom lebt von den hingenschelkten Pointen seiner Stänkerer, der Schweizer Caspar Frei illustriert frei nach «Liebe ist» Bitterböses, z. B., wie man dem Kampfhund auch die andere Wange

hinhält; und bei Franzosen wie Bauer wird es vollends politisch: «Les américaines bombardent un mariage en Irak (on savait pas quoi leur offrir)». Landsmann Brito nagelt eine Tschador-Trägerin ans (Liebes-)Kreuz, und Lavielle baut stumm und sparsam eine sprechende Hühnerhof-Welt. Auch die Macho-Karikaturen Erich Rauschenbergs kitzeln ohne Worte, und die Grotesken Gerhard Glücks oder Rudi Hurlzmeiers, die manchmal ins Magritte-sche lappen, verführen das Auge.

Über solchen Trouvaillen gelingt es fast, all die Kakteen, Froschkönige und Nudelhölzer, all die schlichten Umsetzungen sprachlicher Bilder wie «amour vache» oder «Liebhaberbühne», all die Witze über «Pet»-Flaschen und «Erstbesteigung der Jungfrau» grosszügig zu übersehen. Dass Klischees durchaus fruchtbar sein können, belegt etwa der Schweizer David Levine mit seinem Herz-Meteor. Grossartig ist die den Cartoon-

Rahmen sprengende Skulptur von H. R. Wüthrich: Sein «Wunder der Liebe» besteht aus Köpfchen, die sich just den Weg aus dem Ei bahnen – Putin und Gandhi, Idi Amin, Adolf Hitler und Mutter Teresa ...

Unschlagbarer Ungerer

Eine eigene Ausstellung in der Ausstellung haben die bekannten Hiesigen Mike van Audenhove und Tomi Ungerer – richtig so! Denn Mike, Meister des farbigen Erzählens, zeichnet das mit dem Preis der Festival-Jury geehrte deutsche Blödel-Duo Wurster und Bexte locker ins Abseits (und nicht nur er). Und Ungerers Genialitäten in Schwarz-Weiss aus den Jahren 1956 bis 1971 hängen ohnehin normalerweise im Museum. Sein Knochenmann mit erigiertem Knochen reizt zum Grinsen, was nichts zu lachen gibt: So geht Cartoon.

Bis 16. September. www.cartoonfestival.ch